



*Götz Eisenbergs Durchhalteprosa*

## **Ein Königreich für Landstreicher**

*„Der einfache Mensch war für die russische gebildete Schicht immer eine Art Versuchskaninchen. Sprachloses Material zur Verwirklichung aller möglichen Utopien.“*

*(Natalja Kljutscharjowa)*

Über Fronleichnam sind wir in unser Domizil am Edersee gefahren. U war von den Strapazen der letzten Wochen angeschlagen und hatte das Bedürfnis zu schlafen und sich auszuruhen. So machte ich mich am zweiten Tag unseres Aufenthalts allein zum Lindenberg auf. Offenbar hatten viele Menschen das verlängerte Wochenende zu einem Ausflug in den Kellerwald genutzt, denn es war unerwartet viel los auf den Wegen. Wo ich sonst manchmal den ganzen Tag über keinem Menschen begegne, traf ich diesmal unentwegt auf Gruppen von Wanderern. Wenn sie vorüber waren, waberte noch lang eine Deo-Wolke durch die Luft. Präpotente Männer schwadronierten laut und waren oft noch zu hören, wenn ihre Gruppe bereits

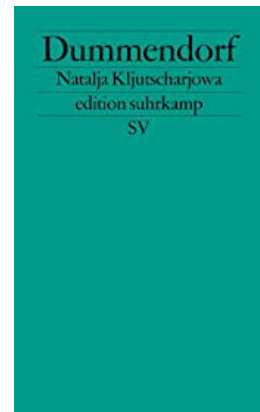


Bild von [S. Hermann & F. Richter](#) auf [Pixabay](#)

hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden war. Auf dem See waren Schüler in winzigen Kanus unterwegs und grölten mit ihren vom Stimbruch krächzenden Stimmen. Beschimpfungen flogen hin und her: „Du fette Sau“, „Du elender Spast“, „Fick dich, du Schwuchtel“. Das Gegröle war weithin zu hören und wurde von gegenüberliegenden Ufer als Echo noch einmal verdoppelt. Auch hier wäre eine Haubitze aus dem Sondervermögen von Olaf Scholz nützlich, um die Boote und ihre grölenden Insassen zu versenken. Eigentlich wäre es Sache der Betreuer, den Jugendlichen beizubringen, mit welcher Haltung man sich durch die Natur bewegt. Sie wäre vielleicht jener ähnlich, mit der man früher, als die Leute noch an Gott geglaubt haben, eine Kirche betrat. Natur als Ort der Stille und der Demut, ein Ort, an dem man begreift, dass man Teil von etwas ist, das größer ist als man selbst und das einen übersteigt. Aber von Erziehern, die selbst mit solchen Begriffen nichts anfangen können, ist schwerlich zu erwarten, dass sie Jugendliche zu Stille und Demut anhalten. Demut hat im Zeitalter des Narzissmus und des Konsums eine schlechte Presse und einen schweren Stand.

Unterhalb der Hüselburg hingen diesmal vereinzelt Früchte an den Heidelbeer-Büschen. Da sie oft nicht größer waren als ein Stecknadelkopf, war es mühsam, zumindest eine Handvoll Früchte zu pflücken. Aber der Geschmack entlohnte für die Mühen. Unten angekommen, ging ich auf der Suche nach einem halbwegs ruhigen Plätzchen am Seeufer entlang. Zwischen zwei Bäumen hatte jemand eine Hängematte aufgespannt. Ein Hund schaute neugierig heraus. Als ich sagte: „Na, Hund!“ tauchte am einen Ende der Hängematte der Kopf eines älteren Mannes auf. „Seltsam“, sagte der Mann, „normalerweise verbellt er jeden, der uns zu nahe kommt.“ „Nun, Ihr kluger Hund wird sofort erkannt haben, dass von mir altem Sack keine Gefahr ausgeht“, erwiderte ich. Wir kamen dann ins Gespräch und plauderten eine Weile über dies und das. Der Hund beobachtete die Szene aufmerksam, hielt sich aber mit Lautbekundungen wei-

ter zurück. Ich ging dann schwimmen, was bei der großen Hitze eine Wohltat war. Danach setzte ich mich auf eine Bank am Ufer und las in dem Roman *Dummendorf* von Natalja Kljutscharjowa. Ein junger Mann namens Mitja verlässt angeödet die Universität und will, einem alten Rat Gorkis folgend, „unter die Menschen gehen“. Er steigt in einem Ort mit dem bizarren Namen Dummendorf aus dem Bus und bezieht ein Zimmer bei einem alten Ehepaar. Peu à peu erkundet er das Dorf, an dessen Rand in einer Art therapeutischen Kommune Irre leben und von seltsamen ausländischen Therapeuten betreut werden. Von dieser Kolonie rührt der Name des Ortes her. Als nach den Sommerferien die Dorfschule wieder öffnet, beginnt Mitja dort als Geschichtslehrer zu arbeiten. Was er denn vorhabe mit ihnen, fragen die Schüler. „Lasst uns gemeinsam nachdenken“, antwortet ihr Lehrer. Worüber denn? Über den Sinn des Lebens, sagt der Lehrer, und ergänzt: „Fremde Erfahrung hat noch niemandem genutzt“. *Dummendorf* ist ein kluger kleiner Roman, der im Jahr 2012 in der Edition Suhrkamp erschienen ist und den ich gern zur sommerlichen Lektüre empfehle.



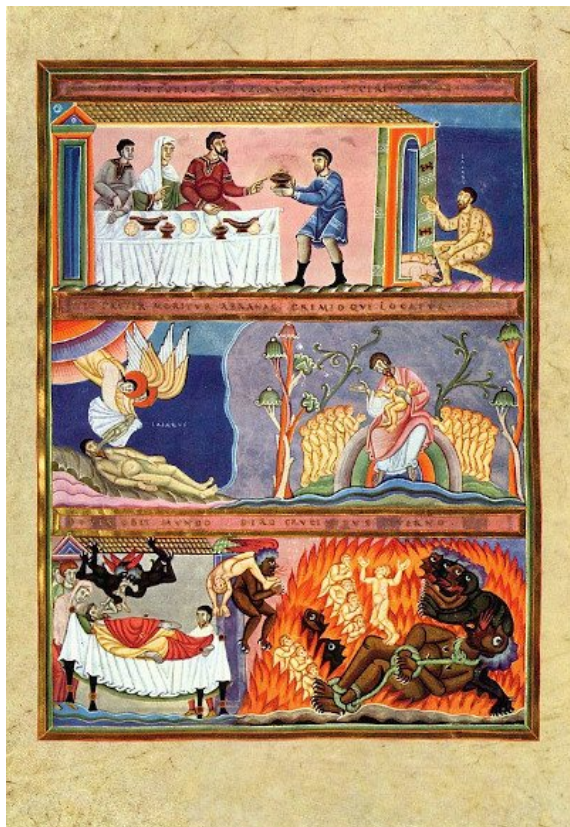
Suhrkamp Verlag,  
1/2012, 140 S., 12 €  
ISBN: 978-3518126400

Ich sah noch, wie der Mann mit seinem Hund ein Paddle Board bestieg und Richtung Herzhausen ablegte. Der Hund saß wie eine Galionsfigur an der Spitze des Brettes und schaute aufmerksam umher. Ich ging dann gemächlich am Seeufer zurück. Bevor ich ins Dorf hinaufstieg, ging ich da, wo die Fähre von Asel-Süd anlandet, noch einmal schwimmen. Etwas von der Kühle des Wassers hatte ich noch in mir, als ich oben anlangte. U hatte sich über meine lange Abwesenheit bereits Sorgen gemacht und kam mir entgegen. Gemeinsam gingen wir ins Dorf zurück. Auf dem Weg saß eine dicke, graue Kröte und hatte bei der Hitze keine Lust, ihren Weg fortzusetzen. Wir dirigierten sie vorsichtig zum Wegesrand, damit sie nicht vom nächsten Mountainbiker überfahren würde. Zu Hause angekommen, bereiteten wir uns ein sommerliches Abendessen zu. Unsere Wirtsleute saßen mit anderen Pensionsgästen im Garten und unterhielten sich angeregt.

Durchs Küchenfenster fiel mein Blick auf den Hof des benachbarten Lindenhofes. Vor einhundert Jahren hatte sich dort eine Gruppe von Wandervögeln angesiedelt. In [Teil 8](#) der Durchhalteprosa habe ich von diesem lebensreformerischen Projekt berichtet. Vor meinem inneren Auge sah ich sie in ihren wallenden Gewändern und barfuß über den Hof schreiten und auf der Wiese hinterm Haus tanzen. In ein paar Tagen würden sie die Sommersonnenwende mit einem großen Feuer und Liedern feierlich begangen haben. Wenig später vertauschten sie mehrheitlich ihre wallenden Gewänder gegen die Braunhemden der SA. Heute fänden wir sie wahrscheinlich unter den Impfgegnern und Querdenkern oder im besseren Fall bei den Waldbesetzern im Hambacher- oder Dannenröder-Forst.

Am Samstag fand ich am 80. Geburtstag von Paul McCartney in einer Kiste, die jemand am Straßenrand oberhalb des Seeufers abgestellt hatte, eine CD mit seinen sechzehn größten Hits. Was für ein Zufall! Außerdem lag in derselben Kiste eine DVD mit einem Film mit Robert De Niro, von dem ich den Gefangenen oft erzählt habe. Er spielt dort einen Gangsterboss, der in einer Krise steckt und einen Psychiater aufsucht. Als dieser ihm irgendwann mit dem Ödipuskomplex kommt, fragt er völlig entgeistert: „Hab ich dich richtig verstanden, Doc: Ich wollte meine Mutter ficken? Hast du die mal gesehen? Weißt du, wie die aussieht? Das ist ja widerlich!“ So könnte man die Aufforderung, seine Mutter zu ficken, die unter Gefangenen und migrantischen Jungmännern als übelste Form der Beleidigung gilt, auf die gewaltförmig reagiert werden muss, locker und gelassen ins Leere laufen lassen. Es ging mir in der Arbeit mit den Gefangenen auch immer um den Ausbau sprachlicher und symbolischer Fähigkeiten. Was gesagt werden kann, muss nicht länger dumpf agiert werden. Fatale Handlungen lassen sich durch schmerzliche Geständnisse ersetzen. Irgendwann kann man es mit den peinlichsten Kränkungen und den schlimmsten Wahrheiten aushalten und muss nicht länger blindlings draufschlagen. Man kann gefährvolle Situationen auch durch einen Scherz entspannen und in ein Gelächter überführen.

## Was gesagt werden kann, muss nicht länger dumpf agiert werden



Meister des Codex Aureus Epternacensis, Public domain, via Wikimedia Commons  
Szene: Gleichnis vom reichen Prasser und vom armen Lazarus

Zum Abschluss unseres Edersee-Aufenthalts besuchten wir einen evangelischen Gottesdienst, den der Mann meiner Cousine abhielt. Günter ist seit vielen Jahren im Ruhestand und klettert nur noch gelegentlich und vertretungsweise auf die Kanzel. Wobei es in dieser kleinen Kirche gar keine Kanzel gab. Ich habe bei meiner Konfirmation zum letzten Mal an einem Gottesdienst teilgenommen, und auch bei U liegt der letzte Gottesdienstbesuch Jahrzehnte zurück. Günter predigte über die Geschichte von Lazarus und dem reichen Mann, die eine enorme Aktualität besitzt. Sie entstammt dem Lukas-Evangelium und lautet so: „Es war einmal ein reicher Mann, der sich in Purpur und feines Leinen kleidete und Tag für Tag herrlich und in Freuden lebte. Vor der Tür des Reichen aber lag ein armer Mann namens Lazarus, dessen Leib voller Geschwüre war. Er hätte

gern seinen Hunger mit dem gestillt, was vom Tisch des Reichen herunterfiel. Statt dessen kamen die Hunde und leckten an seinen Geschwüren. Als nun der Arme starb, wurde er von den Engeln in Abrahams Schoß getragen. Auch der Reiche starb und wurde begraben. In der Unterwelt, wo er qualvolle Schmerzen litt, blickte er auf und sah von weitem Abraham, und Lazarus in seinem Schoß. Da rief er: Vater Abraham, hab Erbarmen mit mir, und schick Lazarus zu mir; er soll wenigstens die Spitze seines Fingers ins Wasser tauchen und mir die Zunge kühlen, denn ich leide große Qual in diesem Feuer. Abraham erwiderte: Mein Kind, denk daran, dass du schon zu Lebzeiten deinen Anteil am Guten erhalten hast, Lazarus aber nur Schlechtes. Jetzt wird er dafür getröstet, du aber musst leiden.“ Die Geschichte transportiert die tröstliche Gewissheit, dass es im Jenseits eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt. Sozialismus und Arbeiterbewegung wollten sich darauf zu Recht nicht verlassen und forderten diese bereits im Diesseits ein. Da aus diesem Vorhaben bis auf den heutigen Tag nichts geworden ist, befriedigt die Geschichte vom reichen Mann und dem armen Lazarus noch immer unser Bedürfnis danach, dass es wenigstens ein Nachspiel gibt, das für erlittenes Unrecht entschädigt und die Profiteure einer Bestrafung zuführt.

Wir trafen uns nach dem Gottesdienst im Schatten vor der Kirche. Da es für Günter an diesem drückend heißen Vormittag bereits der zweite Gottesdienst gewesen war, war er ziemlich geschafft und wollte möglichst schnell nach Hause. Wir verabschiedeten uns in der Hoffnung, uns im Laufe des Sommers noch einmal mit mehr Zeit zum Reden zu begegnen.

Nach einem letzten Bad im See fuhren wir über Landstraßen gemächlich nach Hause. Ganz so gemächlich scheint es nicht gewesen sein, denn eine Woche später erreichte mich ein Schreiben mit der Aufforderung, 30 Euro wegen Geschwindigkeitsüberschreitung zu zahlen.

\*\*\*

*„Jedenfalls ist es besser, ein eckiges Etwas  
gewesen zu sein, als ein rundes Nichts.“*

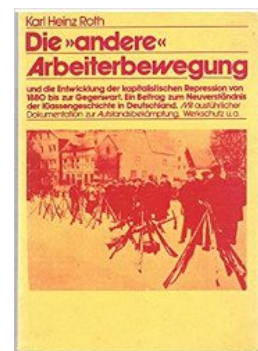
*(Friedrich Hebbel)*

**M**orgen Abend (22. Juni) ist Karl Heinz Roth in Marburg zu Gast und spricht zum Thema seines jüngsten Buches „Blinde Passagiere – Die Coronakrise und die Folgen“. Seit gestern habe ich zwei ältere Bücher von ihm in meinem Bücher-Chaos gesucht, von denen ich wusste, dass ich sie besitze: *Unwissen als Ohnmacht* und *Die ‚andere‘ Arbeiterbewegung*. Nach stundenlangem Suchen habe ich sie heute Morgen endlich gefunden. Das kommt davon, wenn man die Bücher aus Platzmangel zweireihig in die Regale stellt! *Die ‚andere‘ Arbeiterbewegung* habe ich sichtlich einmal durchgearbeitet, denn das Buch ist voller Anstreichungen. Es sind derart zahlreiche, dass ihr Zweck der Hervorhebung wichtiger Passagen glatt konterkariert wird. Es ist fast alles unterstichen. Karl Heinz Roth war für uns Spontis

und undogmatische Linke immer eine wichtige Figur und ein Orientierungspunkt. Er geriet 1975 im Kontext der Fahndung nach RAF-Mitgliedern in eine Schießerei mit der Polizei, bei der Werner Sauer, der Mitglied der *Bewegung 2. Juni* war, und der Polizist Walter Pauli getötet wurden. Roth wurde schwer verletzt, wegen Mordes angeklagt, dann aber im Jahr 1977 freigesprochen. Er gründete im Hamburger Stadtteil St. Pauli als sozialpolitisches Projekt mit anderen gemeinsam eine Hausarztpraxis, in der er bis 1997 tätig war. Er beschäftigte sich mit den Verbrechen des Nationalsozialismus auf dem Gebiet der Medizin und veröffentlichte zahlreiche Bücher über Versuche an Menschen, Euthanasie und die Verstrickungen des deutschen Kapitals und der Wissenschaft in den NS. Wie man sieht hat er ein bewegtes Leben geführt und nicht nur in Bibliotheken gehockt. Er ist Ende Mai 2022 80 Jahre alt geworden. So achtzig zu werden ist nicht das Schlechteste und macht Mut. Karl Heinz Roth scheint es gelungen zu sein, den Primat der Politik lebensgeschichtlich durchzuhalten. Als Arzt hätte er sich auch ganz anders entscheiden können, aber er wählte ein Leben im Widerstand und im Engagement für eine Gesellschaft jenseits von Ware und Geld. Mitte März erschien ein *Manifest gegen den Krieg*, das unter Mitwirkung von Karl Heinz Roth entstand. Es ist unter anderem auf Telepolis und im Freitag veröffentlicht worden. Seiner Analyse der Kriegsursachen und den Vorschlägen zur Beendigung des Krieges kann ich nur zustimmen. Das Manifest versucht, aus der Logik des Krieges auszusteigen und der ubiquitären Kriegshetze etwas entgegenzusetzen. Es findet leider im gegenwärtigen Kriegslärm und Kriegsgeschrei kaum Gehör.



KUNSTMANN  
Verlag Antje  
Kunstmann, 1/2022  
480 S., 30 €  
ISBN: 978-3956144844



Trikont 1/1977, 409 S.,  
ISBN: 978-3920385556

\*\*\*



Bild von *MonikaP* auf *Pixabay*

Ich entfliehe der unerträglichen Hitze in der Stadt ans Ufer der Lahn. Ich setze mich auf den Steg und lese wieder mal in Friedrich Hebbels Tagebüchern und Briefen. Immer erneut staune ich über die Aktualität seiner Bemerkungen und Beobachtungen und seine immer wiederkehrenden Krisen. 1842 notiert er zum Beispiel: „Die inneren Quellen springen nicht mehr; es sitzt jetzt mehr wie ein Körper um meine Seele. Alles, was ich beginne, misslingt. Wenn ich studiere, so füllt sich mein

Hirn nicht mit Ideen, sondern mit Dampf. Wozu weiter schreiben?“ Das frage ich mich ja auch gelegentlich.

Der Entenmutter sind von ursprünglich neun oder zehn Kleinen gerade mal drei geblieben. Wie empfindet sie diesen Verlust? Empfindet sie ihn überhaupt? Seit ich sah, wie eine Bison-Mama zu ihrem verloren gegangenen Kalb zurückkehrte, es abschleckte und gegen die Angriffe eines Wolfs verteidigte, denke ich, dass auch eine Entenmutter der Verlust von zwei Dritteln ihrer Küken schmerzt.

Gegenüber hockt ein Reiher regungslos am Ufer. Ab und zu schnellt sein Schnabel ins Wasser. Nachdem er sich den erbeuteten Fisch zurechtgelegt hat, würgt er ihn mit ruckartigen Bewegungen seines Halses hinunter. Wie ich mir habe sagen lassen, verzehrt der Reiher zwischendurch auch mal Entenküken und kleine Blässhühner. Gelbe Teichrosen sind aufgeblüht und bedecken ein großes Areal auf dem Fluss. Sie leuchten weithin. Kein Mensch stört mich beim Lesen, Nachdenken und Beobachten.

\*\*\*

**A**nderntags verlasse ich mit U vor Tau und Tag das Haus und radle los. In meiner Lieblingsbäckerei erstehe ich eine Tüte duftender Brötchen, dann fahre ich an der Jugendwerkstatt vorbei zur Lahn. Ein riesiger brauner Hund steht mitten auf der Straße. Seine Besitzerin spricht am Straßenrand mit einem Mann, dessen Hund neben ihm am Boden sitzt. Mir schwante nichts Gutes. Als ich an ihm vorüber war, nahm er die Verfolgung auf und sprang neben mir her. Er drückte seine Schnauze in meine Kniekehle. Mich befiel eine milde Panik. Die Hundebesitzerin rief nach ihm: „Sambesi, was soll denn das?“ Der Hund antwortete nicht, ließ aber von mir ab. Dass der Hund Sambesi hieß, machte die Sache nicht besser. Erleichtert, ohne Bisswunden und Sturz davongekommen zu sein, fuhr ich weiter durch die Lahnaue in Richtung Fluss. Aus einem Kirschbaum erhob sich ein Schwarm Stare. Wahrscheinlich hat er nur Stiele und Kerne am Baum zurückgelassen. Von Menschen werden die Früchte ja schon lange nicht mehr geerntet, so dass für den Besitzer des Baums kein Schaden entstanden sein wird. Mein Vater warf, bevor die Kirschen reif und für Vögel interessant wurden, ein Netz über den Baum, um die Früchte vor dem räuberischen Zugriff der Stare und Amseln zu schützen. Ich erinnere mich an furchtbare Momente auf der schwankenden Leiter. Dass ich einige Jahre zuvor aus großer Höhe von einem Baum gestürzt war und mich schwer verletzt hatte, spielte für meinen Vater keine Rolle. Die Seele war für ihn, ich habe es verschiedentlich bereits erwähnt, eine Erfindung des Juden Freud. Erst wenn der Eimer bis oben hin mit Früchten gefüllt war, durfte ich herabsteigen und meinen Freunden zum Fußballspielen vor den Garagen folgen.

Eine vielleicht durch einen Marder oder Waschbären ausgelöste Alarmanlage jaulte in einem der Wochenendhäuser und kam nicht zur Ruhe. Irgendwann war das Jaulen nicht mehr zu hö-



Bild von [Manfred Antranias Zimmer](#) auf [Pixabay](#)

ren. Als ich am Badesteg ankam, stieg am östlichen Ufer gerade die Sonne über die Bäume und sandte ihre wärmenden Strahlen über den Fluss. Die Vögel sangen aus vollen Kehlen. In ein oder zwei Wochen werden sie das Singen einstellen. Dann bleiben nur gelegentliche Piepser und Schreckrufe. Fische

schnappten nach Wasserläufern und hinterließen Kreise auf der Wasseroberfläche, ein Entenrich zog vorüber. Ich las ein paar Seiten in Hebbels Tagebüchern und stieg dann nackt in den Fluss. Zu dieser frühen Stunde kann man das riskieren. Ich trocknete mich ab und bestieg das Rad. Im Johannespark traf ich Heinrich, der sich mehr und mehr zu einem Überbringer von Todesnachrichten entwickelt hat. Diesmal hatte er den Tod von Professor Hampel zu vermelden. Ich durfte in dessen wunderbarem Landhaus am Gardasee verschiedentlich wohnen und Ferien machen. Obwohl er selbst ein eher konservativer Katholik war, hatte er doch ein Faible für uns damals noch junge Linksradikele und stellte uns großzügig sein Haus zur Verfügung. Manchmal tauchte er auf der Durchreise dort auf, und wir führten abends am Kamin abenteuerliche Diskussionen mit ihm. Wenn er nicht selbst redete, schlief er schnell ein. Weil er als ehemaliger Priester die Wonnen der körperlichen Liebe erst mit beinahe vierzig Jahren entdeckte, als die Kirche ihn vom Zölibat entband, hielt er Sex in jüngeren Jahren für abträglich, ja schädlich. Er war ein großer Kenner Osteuropas, sprach alle dort gängigen Sprachen und liebte die russische Kultur. Auf seine alten Tage ähnelte er sich äußerlich Tolstoi mehr und mehr an, wenngleich sein Bart mit dem Tolstois nicht ganz mithalten konnte. Putin schloss seine Liebe zu Russland übrigens nicht ein, seine Thesen zur Geschichte der Ukraine hielt er für absurd. Ein Foto von meinem Freund Burkhard und mir, das vor der Tür von Hampels Landhaus aufgenommen worden ist, stammt aus jenen Jahren. Es ist auf Seite 18 meines Buches *Zwischen Anarchismus und Populismus* zu besichtigen. Auch Burkhard ist bereits gestorben - ziemlich genau vor fünf Jahren, am 10. Juli 2017.

\*\*\*

**A**us Anlass des Todes von Jean-Louis Trintignant zeigte Arte vor ein paar Tagen den Film *Le train – Nur ein Hauch von Glück*<sup>1</sup>, den Pierre Granier-Deferre 1973 nach einer Kurzgeschichte von Georges Simenon gedreht hat. In einem Zug voller Flüchtlinge vor der deutschen Besetzung Frankreichs, der von der belgischen Grenze nach La Rochelle unter-

1 <https://www.arte.tv/de/videos/081499-000-A/le-train-nur-ein-hauch-von-glueck/>



wegs ist, begegnen sich der Radiomechaniker Julien Maroyeur, gespielt von Trintignant, und die deutsche Jüdin Anna Kupfer, gespielt von Romy Schneider, die aus anderen Gründen vor den Nazis fliehen muss. Der Film zeigt das Mit- und Gegeneinander von Menschen, die der Zufall in einen Viehwaggon zusammengesperrt hat. Es ist auch ein Film über die Moral in Zeiten des Krieges. Im Krieg verrutschen die moralischen Maßstäbe, die sonst im Alltag der bürgerlichen Gesellschaft Gültigkeit besaßen und die Menschen verwildern. Durch die Bilder, die wir vom Krieg in der Ukraine tagtäglich zu sehen bekommen, hatte dieser Film eine beklemmende Aktualität. Vor ein paar Monaten noch wäre er ein nur historisch interessanter Film gewesen. Man kann ihn sich in der arte-Mediathek noch anschauen.

\*\*\*

**D**er Gießener Oberbürgermeister, so ist der Samstagsausgabe des Gießener Anzeigers zu entnehmen, will die „gesunde Stadt“. Abgesehen davon, dass man sich fragen kann, was eine „gesunde Stadt“ sein soll und ob „gesund“ im sozialen Feld eine angemessene Kategorie darstellt, ist gegen dieses Ziel wenig einzuwenden, über die Mittel, es zu erreichen wird man allerdings streiten müssen. Und die variieren je nach Diagnose des gegenwärtigen Krankheitszustands. Dass die Stadt Gießen, wie viele andere Städte auch, schwer „krank“ ist, teilt sich dem aufmerksamen Beobachter bei einem Gang durch die Stadt schnell mit.

Für OB Becher spielt der Sport bei der Therapie eine zentrale Rolle. Sport für alle, für Klein und Groß, Jung und Alt, eine Gymnastikgruppe für Senioren im Theaterpark. Angesichts des Zustandes der Stadt Gießen erinnert dieses Therapeutikum an den Versuch, einen Krebskranken mit einem Hühneraugenpflaster zu kurieren. Das war die Karl-Kraus-Definition von Sozialdemokratie: eine Hühneraugenoperation an einem Krebskranken. Und OB Becher ist ja nun mal Sozialdemokrat und somit auch Anhänger solcher sozialen palliativmedizinischen Eingriffe. Ansonsten müsste man über die im Geist des Funktionalismus errichteten Nachkriegsstädte mit ihren Trabantsiedlungen und Ghettos sprechen, über das



Bild von [wal\\_172619](#) auf [Pixabay](#)



Bild von [Bruno\\_Germany](#) auf [Pixabay](#)

Konzept der „autogerechten Stadt“ und seine in der Gegenwart in offenen Wahnsinn umkippenden Konsequenzen, über die Auswirkungen der Immobilien- und Bodenspekulation, darüber, wie sich die Verödung der Innenstädte auf den seelischen Haushalt und auf die menschliche Kommunikation auswirkt. Es gibt neben dem körperlichen Immunsystem so etwas wie ein soziales Immunsystem, was im Kern aus menschlichen Beziehungen und Bindungen besteht. Eine „gesunde Stadt“ wäre in diesem Sinn eine, die die Entwicklung und den Erhalt menschlicher Bindungen ermöglicht und fördert. Wie fördert man die Entstehung von Bindungen? Eine Stadt braucht Cafés, in denen Zeitungen ausliegen, kleine, fast dörfliche Inseln der Besinnung, sie braucht den kleinen Laden und einen Wochenmarkt, wo man einander kennt und vermisst wird, wenn mal mal ein paar Wochen nicht auftauchte. Und sie benötigt Buchhandlungen, Antiquariate, frei zugängliche Bibliotheken und Theater, die den Geist mit Nahrung versorgen. Mit einem alten Wort: sie benötigt Öffentlichkeit. Durch die Entwicklung der Städte in den letzten Jahrzehnten ist dieses urbane Element fast vollständig zerstört worden. Daran kranken unsere Städte, nicht an einem Mangel an sportlicher Betätigung.

\*\*\*

„Man muss auch leben. Damit der Tod,  
wenn er kommt, dich lebendig antrifft.“

(Rafael Chirbes)

**I**m öffentlichen Bücherschrank in der Plockstraße stieß ich auf ein Buch, das 1931 im S. Fischer Verlag in Berlin erschienen ist. Es stammt von einem Heinrich Hauser und heißt *Feldwege nach Chicago*. Vorn im Buch findet sich eine in einer schönen Frauenschrift mit Füller geschriebene Widmung: O.G – W mit vielen Grüßen von der Heimgekehrten. Hee. 19. III. 36

Irgendetwas an dem Buch weckte meine Neugier und ich nahm es mit an die Lahn. Gleich beim ersten Blättern stieß ich auf ein Kapitel, das *Gottes Königreich für Landstreicher* heißt. Doktor Ben Reitmann, genannt „Doc“, berichtet von einem großen Hotel mitten in Chicago, in dem irgendwelche Kerle ein Bordell betrieben. „Doc“ war der Arzt der Mädchen. „Ungefähr vierzig Mädchen arbeiteten in verschiedenen Schichten und empfangen täglich Besuch von mehr als tausend Männern. Das Haus war außerdem eine Spielhölle.“ Nach endlosen Beschwerden „anständiger Bürger“ schritt die Polizei ein und führte im November 1924 achtzehn Razzien durch. Zermürbt von zahllosen Strafbefehlen und Nachstellungen hatten die Gangster-Betreiber schließlich genug und verschenkten das

**Alle wurden kostenlos  
verpflegt und beherbergt, es  
wurden Konzerte  
organisiert und ein Chor der  
Vagabunden ins Leben  
gerufen**

Gebäude mit seinen 75 Zimmern an den „Doc“, der daraus einen Zufluchtsort für Hoboes und Obdachlose machte. Einer der ehemaligen Zuhälter übernahm die Küche, die anderen malten ein Schild, auf dem stand: „Gottes Königreich für Landstreicher“ und stellten es an der Straße auf. Schnell füllte sich das Haus mit heimatlosen Männern. Alle wurden kostenlos gepflegt und beherbergt, es wurden Konzerte organisiert und ein Chor der Vagabunden ins Leben gerufen. Jeder, der kam, was willkommen, niemand wurde gefragt, es gab keine Formulare und keinen Schreibkram. „Die Vagabunden zeigten den Zuhältern, wie es einem Mann erging, die nicht für die Zukunft sorgt, die Verbrecher zeigten den Landstreichern die Gefahr und die Vergeblichkeit, es bei dem Geschäft zu was zu bringen.“ Der „Doc“ blieb einen Monat und resümiert: „Es war das menschlichste Experiment, das ich je sah.“

Ich versuchte, etwas über den 1901 in Berlin geborenen Heinrich Hauser herauszufinden und stieß unter anderem auf folgendes:

„Literarisch und politisch schwer einzuordnen, erneuerte er die deutsche Sprache und spaltete die Geister. Er musste nicht fabulieren, um zu seinen Stoffen zu kommen. Seine Stoffe kamen zu ihm. Er nahm sie aus dem Erlebten, aus dem Gesehenen. Schließlich war er mit seinen wachen Augen viel unterwegs in Deutschland und der Welt: Matrose in Kiel, Wachmann in Hamburg, Freikorpsmitglied in Weimar, Bergmann in Duisburg, er war beim Zirkus und ständig auf der Flucht vor dem bürgerlichen Leben, ein Weltreisender, Schafscherer, Koch und Schwimmlehrer in Sydney, Polizist auf den Philippinen, Autoschlosser in Chile, Student, Schmuggler, See- und fünffacher Ehemann, Technikexperte, Automobil- und Flugnarr, Pilot und Testfahrer, Emigrant und Remigrant, Farmer in den USA, hyperaktiv, ein Rastloser, ein von seinen Visionen Getriebener, vielleicht fand nicht einmal sein Leben im März 1955 ein natürliches Ende: ein Abenteurer durch und durch wie sonst nur Jack London. Hausers Leben ist spannend wie ein Film. Hausers Leben ist ein Film. Und darum sind auch die wenigen Filme, die er gemacht hat, spannend und lohnen die Wiederentdeckung.“ Kurzzeitig sympathisierte Hauser mit den Nazis. Seine wertabstrakte Abenteuerlust hatte ihn glauben lassen, in ihnen unbürgerliche Gleichgesinnte zu finden. Die Sympathien verflogen schnell und er emigrierte in die USA. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland war er für ein paar Monate Chefredakteur der neu gegründeten Zeitschrift *Stern*. Ein Leben, das aus lauter Goldgräberstätten besteht: kurz mal gegraben und geschürft, dann aufgegeben und verlassen.

\*

Ich, der ein Angsthase, Stubenhocker und Reisemuffel ist, bin fasziniert von Menschen, die um die Welt reisen und sich in jede Menge Abenteuer stürzen. Ich liebe die Bücher von William T. Vollmann (Hoboebues), John Steinbeck (Meine Reise mit Charley) und Jack London (Abenteuer des Schienenstranges), bleibe aber beim Lesen in meinem Ohrensessel hocken. Sie konfrontieren mich mit meinen ungewordenen und ungelebten Möglichkeiten. Ich bin froh darüber, dass ich sie bewundern kann und nicht hassen und verfolgen muss. Ich beneide

sie und bin manchmal traurig darüber, dass mich meine Geschichte zu dem gemacht hat, der ich bin und dass mir viele Erfahrungen verschlossen geblieben sind und bleiben.

Warum ist das so bei mir, woher kommt das? Meine Hirnantilope springt wild umher. Wenigstens die bewegt sich.



©Christel Stroh 2020



Bild von [ambergb](#) auf [Pixabay](#)

Menschen, die zur Unzeit eine Erfahrung machen mussten, die zu groß für sie ist und ihre Verarbeitungskapazität übersteigt, (in meinem Fall der frühe Tod der Mutter, ich war vier Jahre alt und befand mich in einer extremen Abhängigkeit von ihr) beschließen, sich hinfort vor solchen Erfahrungen zu schützen. Am liebsten wollen sie gar keine neuen Erfahrungen mehr machen und alles Verstörend-Neue aus ihrem Leben fernhalten.

Alles soll überschaubar und planbar sein und sich wiederholen. Was aus der Zukunft auf sie zukommt, soll sich eingeschliffenen Deutungen fügen und sich als eine Variante des Bekannt-Vertrauten erweisen. Das Leben enttäuschungssicher organisieren und dafür sorgen, dass einem nichts Unbekanntes mehr zustößt. Sonst flackern eine uralte kindliche Vernichtungsangst und die Panik wieder auf. Der Preis: Das Leben verwandelt sich in eine Hamstertrommel des Immergleichen, es besteht aus einer einzigen Kette von aus Angst ungenutzten Gelegenheiten und verpassten Chancen. Meine Gewohnheit, viele Dinge und Gebrauchsgegenstände von zu Hause in den jeweiligen Urlaub mitzunehmen und das Auto entsprechend voll zu laden, hat ihren Ursprung in dem Bestreben, mir den Schritt in die Fremde dadurch gangbar zu machen, dass ich möglichst viel Vertrautes mitnehme und dadurch Unbekanntes in Bekanntes verwandele. All diese Dinge besitzen quasi den Status von „Übergangsobjekten“ (Freud/Winnicott), die meine Angst vor der Fremde und dem Fremden mildern sollen. Als ich nach Tod meiner Mutter bei Tante Luise (im von Kassel aus fernen Assenheim bei Friedberg) das Radfahren lernte, konnte ich erste Radtouren nur antreten, wenn ich Heftpflaster und eine Feldflasche mit Saft mit mir führte. Das Heftpflaster sollte symbolisch die Wunde schließen und den Riss kitten, der sich nach diesem Tod in der Welt und in mir aufgetan hatte. Nur der, dem in der Kindheit Sicherheit, Verlässlichkeit und Kontinuität zuteil wurde, kann später relativ angstfrei den Weg in die Fremde antreten. Warum ist denn mein geographischer Horizont zwischen den Buchenwäldern und Dünen Walcherens und den Zypressenkämmen des Gardasees aufgespannt? Weil ich dort mehr oder weniger zufällig Freunde hatte, die mich in ihren Häusern wohnen ließen, in denen ich mich „wie zu Hause“ fühlte. Ich bin gezwungen, wie Schopenhauer bemerkte, mit dem Geist zu reisen und meinen Körper zu Hause zu lassen.



Bild von [blende12](#) auf [Pixabay](#)

Aber schlägt sich meine Angst vor der Fremde nicht auch als Denkhemmung nieder? Das kann ich leider nicht ausschließen.

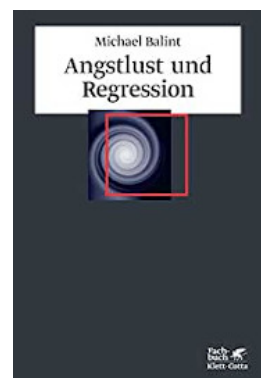
\*

„Oknophilie“ ist ein Begriff, der von Michael Balint unter anderem durch sein Buch „Regression“ in die Psychoanalyse eingeführt worden ist und bezeichnet den Impuls, sich Schutz suchend an Menschen und Dinge anzuklammern. Das dialektische Gegenteil der „Oknophilie“ ist die „Philobatie“. Damit benannte Balint den Impuls, sich bindingslos zu bewegen und dabei erhebliche Wagnisse einzugehen und dies zu genießen. Beide Begriffe bereichern das psychoanalytische Konzept eines grundlegenden menschlichen Konflikts zwischen den seelischen Bedürfnissen nach Zugehörigkeit einerseits und Autonomie andererseits. Im Begriff Oknophilie findet man das griechische Verb okneo = zögern, sich anklammern. Philobatismus ist dem Begriff Akrobat nachgebildet und enthält das Verb batein = gehen. Der Akrobat geht auf die Spitze (akro = spitz, hoch). Der Philobat ist einer, der das Gehen und In-Bewegung-Sein liebt.

In der frühkindlichen Entwicklung oknophiler Menschen findet man gehäuft Bezugspersonen, die das Kind nur ungenügend vor der Weite des Daseins schützten. Resultat ist ein Überwiegen anklammernder Impulse und eine enormes Isomorphie-Bedürfnis, was soviel heißt, dass möglichst alles so bleiben soll, wie es ist. Beim Philobaten ist es häufig umgekehrt. Er hat Erfahrungen mit Personen gemacht, die ihn durch eigenes Anklammern beengten. In der Folge sucht er das Heil in der sicheren Distanz zu den anderen. Er begibt sich lieber in die Gefahr, wie ein Artist vom Hochseil zu stürzen, als dass er sich von anderen begrenzen lässt.



Klett-Cotta, 7/2019  
243 S., Tb 32 €  
ISBN: 978-3608947908



Klett-Cotta, 10/2009  
113 S., geb. 18 €  
ISBN: 978-3608946376

Ich habe mein ganzes erwachsenes Leben damit zugebracht, den Versuch zu unternehmen herauszufinden, warum ich der geworden bin, der ich bin. Getragen war dieses Projekt der Selbsterforschung anfangs von der Hoffnung, mich dadurch auch zu ändern und von Einengungen

## **Meine Selbsterforschung und Selbstreflexion haben verhindert, dass sich meine Beschädigungen zu Ressentiments ausgewachsen haben**

zu befreien. Wie Rumpelstilzchen sollten sich die beim richtigen Namen genannten Verhaltensweisen und Persönlichkeitszüge auflösen. Das ist leider nicht passiert. Manches hat sich etwas gelockert, meine Spielräume haben sich geringfügig erweitert, aber meine „Grundstörung“ (Balint) und meine Ängstlichkeit sind geblieben. Dennoch haben meine Selbsterforschung und Selbstreflexion verhindert, dass sich meine Beschädigungen

zu Ressentiments ausgewachsen haben. Das heißt, ich bin nicht genötigt, das, was ich selbst nicht leben und erfahren kann, an jenen zu hassen und zu verfolgen, die es leben und erfahren können. Das vorherrschende Gefühl ist die Trauer darüber, dass frühe lebensgeschichtliche Erfahrungen irreversible Folgen gezeitigt haben und mir bestimmte Erfahrungen verschlossen blieben. Immerhin hat sich auf dieser Grundlage mein Schreiben entwickelt. Und das, rede ich mir zumindest ein, ist doch auch etwas. Ich habe aus meinen Verletzungen die Waffe meines Schreibens gemacht.

\*\*\*

Immer häufiger landen Meeresschildkröten aus dem Mittelmeer als sogenannter Beifang in den Netzen von Fischern und verletzen sich häufig dabei. Viele dieser archaischen Tiere verschlucken Plastikmüll oder Angelhaken und sterben daran. Neulich sah ich in der Glotze, wie man verletzte Tiere aufpäppelt und dann, mit einem Sender ausgestattet, wieder auswildert. Der Sender, der aussieht



*Bild von [Michal Jarmoluk](#) auf [Pixabay](#)*

wie ein Teller, aus dem ein Stab herauswächst, wurde am Rückenpanzer befestigt und schien mir eine arge Behinderung des Tieres darzustellen. Im Namen der Wissenschaft wurde es gerettet und muss nun als Datenlieferant Dienst tun. Der Traum der Wissenschaft: möglichst alle Tiere besondern und dann rund um die Uhr beobachten und kontrollieren. Eines nicht mehr allzu fernen Tages wird es keinen Greifvogel, Luchs oder Wolf mehr geben, der nicht einen Sender mit sich herumschleppt und Daten liefert. Gerechtfertigt wird dieser benthamsche

Kontrollwahnsinn damit, dass man die Tiere durch das auf diese Weise erworbene Wissen besser schützen könne. Besser schützen würden wir die Tiere, wenn wir wirklichen Naturschutz betreiben, unser Verhältnis zur Natur grundlegend ändern würden und diese nicht länger nur als Ressource und Mülldeponie missbrauchen würden. Und die Tiere ansonsten in Ruhe ließen und nicht mit unserem Willen zum Wissen traktierten. Inzwischen kann ich der Abwandlung der 11. Feuerbach-These von Marx, die der 2015 verstorbene Gießener Philosoph Odo Marquard vorgenommen hat, etwas abgewinnen: „Die Philosophen haben die Welt zwar verschieden verändert; es kommt aber darauf an, sie zu verschonen.“



---

### Über das Titelphoto

Das Foto zeigt eine Skulptur von Matthes I. von Oberhessen, die „Noahs Irrtum“ heißt. Sie ist Teil eines Kunstweges, den man auf dem Hessischen Dünsberg begehen kann. Sie stellt einen sitzenden Menschen dar, der nachdenklich auf ein Boot schaut, das ein paar Schritte weiter auf dem Waldboden liegt. Ich bin dutzende Male an dieser Skulptur vorbeigegangen, bis ich mich plötzlich in ihr erkannte. „Unser Scheitern“ nenne ich sie seither. Die Flüsse, wie wir mal befahren haben, führen kein Wasser mehr; wir, die Linken, sitzen auf dem Trockenen und müssen warten, bis die Flüsse wieder Wasser führen und unsere Boote heben. Oft setze mich auf den Rand des Bootes und denke nach oder mache mir Notizen. Das Bild vom Schiff, das auf dem Trockenen liegt und seine Passagiere zum Warten nötigt, hat Peter Brückner gern verwandt, um seine und unsere Lage nach dem Ende der antiautoritären Revolte zu beschreiben. Bei einer neuerlichen Beschäftigung mit Marx stieß ich unlängst darauf, dass Heinrich Heine diese Metapher bereits in einem „Lebensfahrt“ betitelten Gedicht gebrauchte, das er schrieb, nachdem er Marx und sein Umfeld in Paris kennengelernt hatte: „Ich hab‘ ein neues Schiff bestiegen mit neuen Genossen.“ Bei Heine herrscht die Euphorie des Aufbruchs, bei Brückner und uns Heutigen dominieren die Melancholie des Scheiterns und die Ungewissheit, ob die Flüsse jemals wieder Wasser führen werden und, wenn ja, ob wir über Schiffe verfügen, mit denen wir sie befahren können.

### Über den Autor

Götz Eisenberg ist Sozialwissenschaftler und Publizist. Er arbeitete jahrzehntelang als Gefängnispsychologe im Erwachsenenstrafvollzug. Er ist Mitinitiator des Gießener Georg-Büchner-Clubs. Eisenberg arbeitet an einer „Sozialpsychologie des entfesselten Kapitalismus“, deren dritter Band unter dem Titel „Zwischen Anarchismus und Populismus“ 2018 im Verlag Wolfgang Polkowski in Gießen erschienen ist.

#### Kontakt:

[goetz\\_eisenberg@web.de](mailto:goetz_eisenberg@web.de)

☛ [Alle bisherigen Texte von Götz Eisenberg im Magazin Auswege](#)

☛ [Alle aktuellen Texte im GEWerkschaftsMAGAZIN](#)